

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Holger Afflerbach**  
**Auf Messers Schneide**

*Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg  
verlor*

2018. 663 S., mit 40 Abbildungen und 11 Karten.  
Gebunden.

ISBN 978-3-406-71969-1

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/6694>

Holger Afflerbach

**AUF MESSERS SCHNEIDE**

Holger Afflerbach

# **AUF MESSERS SCHNEIDE**

Wie das Deutsche Reich  
den Ersten Weltkrieg verlor

C.H.Beck

Gewidmet meinem Großvater, Dott. Antonio Saviano (1900–1943),  
Arzt, Autofreund, Bonvivant. Er war zu jung, um sich als Freiwilliger  
melden zu können, fälschte daher seine Geburtsurkunde, angeblich,  
um einem Priesterseminar zu entkommen, und kämpfte dann während  
des Ersten Weltkriegs in der italienischen Armee.

Mit 40 Abbildungen und 11 Karten (© Peter Palm, Berlin) und 5 Tabellen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018  
Gesetzt aus der Adobe Garamond und der Univers  
bei Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Umschlaggestaltung: Rothfos und Gabler, Hamburg  
Umschlagabbildung: Kaiser Wilhelm II. an einem westlichen Kriegsschauplatz, 1916  
© bpk / Otto Haeckel  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany  
ISBN: 978 3 406 71969 1

*www.cbbeck.de*

# Inhalt

Einleitung . . . . .	7
----------------------	---

## I. Hybris: Im Bewusstsein der Stärke

1	Der Weg in den Krieg . . . . .	17
2	«Es kann kaum noch schief gehen»: Der Schlieffen-Plan und sein Scheitern . . . . .	50
3	Tannenberg und der Aufstieg Hindenburgs. . . . .	73
4	Das europäische Patt . . . . .	86
5	Eine Strategie des Durchwurstelns? Das Kriegsjahr 1915 . . . . .	110
6	«Eine barbarische Rohheit ohne Gleichen»: Blockade, U-Boot-Krieg und der Kampf um die amerikanische Neutralität . . . . .	137
7	Der «Potatobread-Spirit»: Die «Heimatfront» in den ersten zwei Kriegsjahren . . . . .	160
8	Die Quadratur des Kreises: Falkenhayn und Verdun 1916 . . . . .	183
9	Von allen Seiten: Der alliierte Allfrontenangriff im Sommer 1916 und sein Scheitern . . . . .	208

## II. Klimax: Im Scheitelpunkt des Krieges

10	«Eigentlich kann nur ein Wunder uns retten»: Die deutsche Führung und die Kriegsaussichten im Herbst 1916. . . . .	229
----	---	-----

<b>11</b>	Panischer Aktivismus: Die Radikalisierung der Kriegführung unter der dritten Obersten Heeresleitung . . . . .	<b>248</b>
<b>12</b>	«Ein meisterhafter Coup»: Die Friedensfühler des Dezember 1916. . . . .	<b>276</b>
<b>13</b>	Das verspielte Remis: Der unbeschränkte U-Boot-Krieg und der Kriegseintritt der USA. . . . .	<b>292</b>

### **III. Nemesis: Die Niederlage der Mittelmächte und die Zerstörung des alten Europa**

<b>14</b>	Die militärischen Entwicklungen im ersten Halbjahr 1917. . . . .	<b>323</b>
<b>15</b>	Die erste russische Revolution und die Chancen auf Frieden mit der russischen Demokratie . . . . .	<b>338</b>
<b>16</b>	«Kriegspsychose»? Das Friedensangebot des Deutschen Reichstags und die Ablösung Bethmann Hollwegs . . .	<b>351</b>
<b>17</b>	«Die Entlarvung der Mittelmächte»? Sieg und Friedensschluss im Osten . . . . .	<b>365</b>
<b>18</b>	«Glänzend, aber hoffnungslos»: Die Lage des Deutschen Reiches um die Jahreswende 1917/18. . . . .	<b>398</b>
<b>19</b>	«Ludendorffs Hammer»: Der Angriff im Westen 1918 .	<b>422</b>
<b>20</b>	«Jetzt war der Krieg verloren»: Der militärische Zusammenbruch der Mittelmächte. . . . .	<b>458</b>
<b>21</b>	«Als Sieger brutal, als Besiegte verächtlich»: Deutschlands Weg aus dem Krieg . . . . .	<b>478</b>
	Eine schreckliche Rechnung ist aufgelaufen und muss bezahlt werden . . . . .	<b>507</b>

### **Anhang**

Danksagung **524** – Abkürzungen **526** – Anmerkungen **527** –  
Bibliographie **604** – Kartenverzeichnis **649** – Bildnach-  
weis **650** – Personenregister **651** – Ortsregister **659**

## Einleitung

Am 26. Oktober 1918 meldete sich der schwedische Militärattaché, Oberst Nils Adlercreutz, beim Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes, Oberstleutnant Nicolai, der, wie viele andere Europäer in diesen Monaten, grippekrank im Bett lag. Adlercreutz entschuldigte sich bei Nicolai, der für die Betreuung der ausländischen Militärattachés zuständig war, für sein ungewöhnliches, aber dringendes Anliegen. Das, «was er jetzt tue, entspräche zwar nicht seinen Pflichten als neutraler Militärattaché, nachdem er aber vier Jahre lang unseren militärischen Kampf miterlebt habe, fühle er sich als Soldat und Kamerad verpflichtet zu sprechen. Er beschwöre mich, dass wir die Waffen nicht niederlegen, er kenne die Berichte seiner Kameraden aus Paris und London. Ich frage nicht nach Einzelheiten, entnehme aber aus seinen Andeutungen, dass in beiden Hauptstädten und Regierungen dieselben inneren Schwierigkeiten gegen die Fortsetzung des Krieges beständen, wie bei uns und der feindliche Kampfwille vor dem Zusammenbrechen gegenüber der auch ihnen drohenden bolschewistischen Gefahr stehe, wenn Deutschland festbliebe.» Nicolai dankte dem schwedischen Obristen für seine Intervention, doch sie käme zu spät, «da Ludendorff heute Vormittag entlassen sei».<sup>1</sup>

Sicherlich war Ende Oktober 1918 ein später und exzentrischer Moment, die deutsche Führung zu weiterem Widerstand aufzufordern. Doch Adlercreutz war nicht der einzige, der meinte, Deutschland müsse und dürfe noch nicht aufgeben. Walther Rathenau, Chef der AEG, zeitweise Leiter der Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium und später Außenminister der Weimarer Republik, träumte in diesen Tagen von einer «levée en masse», von einem Wiederaufflammen des deutschen Widerstandsgeists.<sup>2</sup> Regierung und Oberste Heeresleitung diskutierten in sich jagenden Sitzungen die Möglichkeit zu weiterem Widerstand. Selbst in diesem dramatischen Augenblick, in dem Reiche und Millionenheere

zerfielen und die kriegführenden Gesellschaften vor der Revolution standen, gab es bei vielen intelligenten und kritischen Zeitgenossen Zweifel, ob das Deutsche Reich militärisch besiegt sei, ob die deutsche Führung nicht zu früh die Nerven verloren habe und alle Mittel zum erfolgreichen Widerstand tatsächlich erschöpft waren. Diese Zweifel sollten, in Form der Dolchstoßlegende, später noch geschichtsmächtig werden und viel Schaden anrichten.<sup>3</sup>

Der Unglaube des Herbstes 1918, dass Deutschland den Krieg verloren habe, spiegelt die Tatsache wider, dass die Zeitgenossen einen anderen Ausgang erwartet hatten. Selbst jene, die als Pessimisten oder Realisten galten, wurden von der Heftigkeit und Plötzlichkeit des Zusammenbruchs überrascht. Die Gegner hatten sich noch einige Monate zuvor «mit dem Rücken zur Wand» gesehen,<sup>4</sup> und der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann, dessen Name das Synonym für einen Verständigungsfrieden war, hatte Anfang 1917 seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, dass Deutschland bis Kriegsende seine militärische Überlegenheit werde behaupten können.<sup>5</sup>

Die historische Perspektive veränderte das Urteil. Die Niederlage der Zentralmächte im Herbst 1918 wirkt in der Rückschau wie das hochwahrscheinliche Resultat des Krieges, als Sieg der bei weitem stärkeren Partei. Die wahre Frage des Ersten Weltkrieges laute, wie der amerikanische Historiker Jay Winter urteilte, warum Deutschland und seine Verbündeten überhaupt so lange durchhalten konnten.<sup>6</sup> Aus der Erfahrung zweier verlorener Weltkriege heraus wirkt die Idee, dass Deutschland über Jahre hinweg für praktisch unbesiegt gehalten wurde, fast lächerlich. Die Kritik an diesem Glauben ist auch durchaus berechtigt; wir blicken auf ein katastrophales Scheitern der deutschen Politik und nichts kann und darf diese Erkenntnis verwässern. Und doch ist unsere Sicht unausweichlich durch die Erfahrung der Weltkriege geprägt. Die Idee, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg verlieren musste und dass dies sehr früh feststand, ist unhistorisch und lenkt von dem Faktum ab, dass der Krieg sehr lange «auf Messers Schneide» stand und auch anders hätte ausgehen können. In welchem Umfang dies der Fall war, ist eine zentrale Frage dieses Buches. Hier sollen zwar nicht mit «was wäre, wenn»-Argumenten unfruchtbare Gedankenspiele getrieben werden, etwa in dem Stil von Schriften der Zwischenkriegszeit wie dem Buch des Generals Max Hoffmann mit dem bezeichnenden Titel «Der Krieg der versäumten Gelegenheiten».

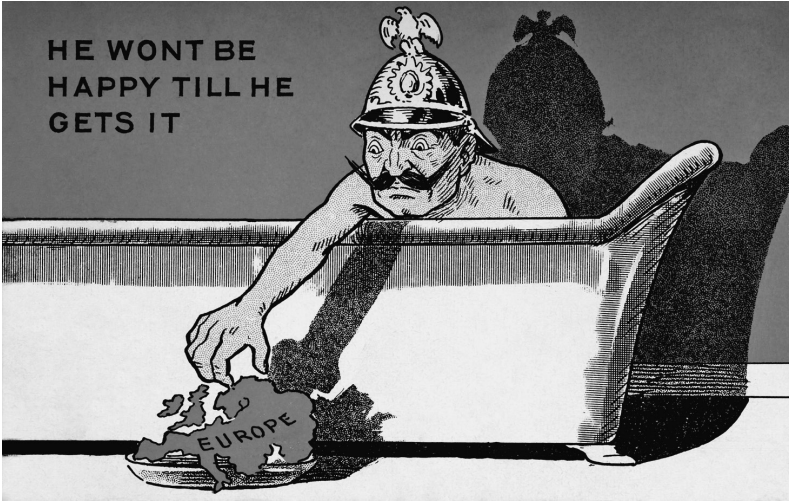


Sein sehr lange offenes Ergebnis – so meinte beispielsweise der britische Premierminister David Lloyd George in seinen Memoiren, dass der Krieg leicht anders hätte ausgehen können<sup>7</sup> – ist aber unverzichtbar, um die Radikalisierung des Krieges zu verstehen und die faktische Unmöglichkeit eines akzeptablen Friedens; die Härte der Sieger und gleichzeitig die fehlende Bereitschaft des Verlierers, das Ergebnis zu akzeptieren.

Daran knüpfen sich eine ganze Reihe von weiteren Fragen, nämlich die nach den militärischen Operationen, die nach den Kriegszielen und die nach einem Kompromissfrieden. Standen die deutschen Kriegsziele einem politischen Kriegsende im Weg, als sich zeigte, dass der Krieg militärisch nicht schnell zu entscheiden war? Was wollte die deutsche Gesellschaft durch den Krieg politisch erreichen? Hierauf kann es keine einzelne Antwort geben, nur Antworten, die sowohl die sich oft widersprechenden Entscheidungszentren des kaiserlichen Deutschland in den Blick nehmen als auch die sich wandelnden militärischen und politischen Umstände dieser viereinhalb Jahre Krieg berücksichtigen müssen, um Brüche, Entwicklungslinien und auch Kontinuitäten aufzeigen zu können. Um die deutsche Gesellschaft besser fassen zu können, habe ich auf Hans-Ulrich Wehlers Modell der «Herrschaftszentren» zurückgegriffen, also Kaiser und Hof, Reichskanzler und Diplomatie, den Reichstag, auch als Spiegel der deutschen Öffentlichkeit, und das Militär, vor allem die OHL und die Marineführung.<sup>8</sup> Auch Wehlers Vorstellung vom «polykratischen Chaos» erwies sich als hilfreich.

Natürlich spielt das militärische Geschehen bei der Frage, wie und warum das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor, eine zentrale Rolle. In diesem Buch geht es daher auch um Schlachten und ihre Folgen, es geht um strategische Weichenstellungen und ihre Gründe, ihre Befürworter und Gegner; es geht darum, wie die Beurteilung militärischer Möglichkeiten durch die verschiedenen Herrschaftszentren die politischen Ziele beeinflusste und umgekehrt, und auch, wie sich die politischen und militärischen Strukturen des Deutschen Reiches und die individuellen Besonderheiten einzelner Hauptakteure auf diese Strategie auswirkten.

Ich glaube, ein Buch über einen kriegführenden Staat, das mit der nationalen notwendigerweise nur einer Teilperspektive auf das fast globale Geschehen folgt, rechtfertigen zu können, obwohl ich keinesfalls bestreite, dass Krieg grundsätzlich hochgradig interaktiv ist und daher nach einem inter- oder transnationalen Ansatz verlangt, wie ihn beispiels-



**Abb. 1** Wilhelm II. – das Symbol des deutschen Imperialismus

weise Jay Winter, Hew Strachan, David Stevenson, Adam Tooze oder Jörn Leonhard in ihren Geschichten des Ersten Weltkriegs umgesetzt haben.<sup>9</sup> Und doch halte ich eine «nationale» Perspektive für legitim und erkenntnisbringend. Sie war schließlich die der damals Handelnden und erlaubt uns daher die Rekonstruktion und damit das Verstehen ihrer Entscheidungen. Verstehen bedeutet selbstverständlich nicht Billigung und darf auch nicht mit dem Versuch der Entlastung gleichgesetzt werden.

Die Beschränkung auf das Deutsche Reich erlaubt außerdem einigermaßen detaillierte Antworten auf die Frage nach den Kriegszielen. Den politischen Willen «der» deutschen Gesellschaft des Ersten Weltkriegs zu ermitteln, ist unmöglich. Das Deutsche Reich hatte 1914 etwa 65 Millionen Einwohner und hob während des Krieges über 13 Millionen Soldaten aus. Die Zahlen allein machen deutlich, dass es letztlich nur darum gehen kann, Eindrücke aus den Quellen zu verdichten und Plausibilitäten anzubieten. Es geht darum zu zeigen, wie bestimmte Ansichten entstanden, sich durchsetzten und im politischen und militärischen Handeln niederschlugen. Oder, wie Thomas Nipperdey gesagt hätte, es geht auch darum, die «Nebenstimmen» und die «Hauptstimmen» zu unterscheiden, und das in einem gewaltigen Chor, der eine solche Unterscheidung unter-

schiedlicher Stimmen ungeheuer erschwert.<sup>10</sup> Hier könnte eine endlose theoretische Literatur, angefangen bei Jürgen Habermas, herangezogen werden, um der Frage nach dem politischen Wollen und dem kommunikativen Handeln intellektuellen Glanz zu verleihen.<sup>11</sup> Letztlich wird in diesem Buch aber mit dem Werkzeug des Historikers operiert, der versucht, aus möglichst vielen unterschiedlichen Quellen wie Tagebüchern, Briefen, Parlamentsreden, amtlichen Schreiben militärischer und ziviler Herkunft, Autobiographien und bisweilen auch Photographien eine möglichst dichte Beschreibung der damaligen Vorgänge und ein möglichst plausibles Bild der Entscheidungsvorgänge und des «Willens» der Mehrheit, oder der sich durchsetzenden Minderheit, zu rekonstruieren.<sup>12</sup>

Das wissenschaftliche Motiv für dieses Buch ist, dass die Standardinterpretation der deutschen Politik und Strategie im Ersten Weltkrieg meines Erachtens in die Irre geht und einer Korrektur bedarf; einer Korrektur, die übrigens schon mehrfach von hochkompetenten Wissenschaftlern wie etwa Georges-Henri Soutou versucht wurde, ohne dauerhafte Erfolge gegen den Mainstream zu erzielen.<sup>13</sup> Dieser Konsens geht in die Richtung, in der Nachfolge Fritz Fischers dem Deutschen Reich weitausgreifende imperiale Pläne zuzuschreiben, die es in diesem Krieg habe verwirklichen wollen, und an denen es, vor allem unter der praktisch diktatorischen Führung der Militärs, allzu lange festhielt. Vor allem in der angelsächsischen Literatur scheint mir diese Sicht der Dinge fest verankert und hat die Funktion eines dominanten Narrativs und auch einer Sinnstiftung des Ersten Weltkriegs. Wenn das Deutsche Reich abenteuerliche Eroberungspläne hatte, dann war es im Interesse der Freiheit und der Menschheit unbedingt notwendig, diese zurückzuschlagen.

Diese Fragen wurden vor Jahrzehnten erregt diskutiert, vor allem im Umfeld der Fischer-Kontroverse.<sup>14</sup> Diese brachte auch die Bücher hervor, die bis heute die Standardwerke zum Thema sind. Es handelt sich um Fritz Fischers «Griff nach der Weltmacht», das zentrale Buch über deutsche Kriegsziele, und Gerhard Ritters «Staatskunst und Kriegshandwerk». In vier Bänden untersuchte Ritter das Verhältnis von Politik und Militär in Deutschland; zweieinviertel der Bände beschäftigen sich, als Gegenwerk zu Fischer konzipiert, mit dem Ersten Weltkrieg. Beide Bücher sind exzellente Forschungsleistungen, aber zeitgebunden; Ritters Werk wird von Historikern sogar als «weitgehend vergessen» bezeichnet.<sup>15</sup> Die dichte und auch feindselige Debatte führte selbst bei den Protagonisten zu

Ermüdungserscheinungen. Gerhard Ritter klagte kurz vor seinem Tod, ihm hänge «das Herumstreiten mit Fischer zum Halse heraus».<sup>16</sup> Und spätestens ab Mitte der 1970er Jahre geriet das so heißdiskutierte Thema der deutschen Kriegsziele und politischen und militärischen Strategie zunehmend außer Sicht. Vielleicht galt es nach den jahrzehntelangen kolossalen Forschungsanstrengungen als ausgeforscht. Vielleicht spielte auch eine Rolle, dass die erwähnten Werke bereits auf ungewöhnlich dichten Studien und Quelleneditionen basierten, von denen Teile schon in der Zwischenkriegszeit publiziert worden waren. Damit schienen Forschungen zu grundsätzlich anderen Fragen, wie etwa der Sozialgeschichte des Krieges, dringender als weitere Studien zu den Themen Strategie, Kriegsziele und Politik. Von dort entwickelte sich das Interesse an der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte, an der Kulturgeschichte, der Geschichte der Heimat und der Frauen im Ersten Weltkrieg, der Minderheiten und Deserteure und schließlich am Konzept der «Gewaltgeschichte».<sup>17</sup>

Diese Forschungen haben eine Reihe interessanter und innovativer Studien hervorgebracht und viele neue Sichtweisen auf das Geschehen eröffnet. Doch sie liefern in zunehmender Ausschließlichkeit die Geschichte von «Opfern» des Krieges. Was die «Verantwortlichen» angeht, die politischen und militärischen Entscheidungsträger, leben wir von Forschungen, die inzwischen fast sechzig Jahre alt sind. Ihr Alter allein wäre ein unzureichender Grund, sich diesem Thema wieder zuzuwenden. Doch stehen uns heute auch eine Reihe zusätzlicher Quellen zur Verfügung, die ergänzende Einblicke ermöglichen. Ich möchte hier beispielsweise die Lyncker-Kriegsbriefe hervorheben, die ein ganz ausgezeichneter Seismograph für die Stimmungen und Hoffnungen in der deutschen Führung sind, sowie die bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen von Oberstleutnant Nicolai, dem Chef des militärischen Geheimdienstes.

Hinzu kommen aber auch neue Sichtweisen und Deutungen der politischen und strategischen Weichenstellungen Deutschlands im Ersten Weltkrieg, die nicht mehr vom «*irae et studio*» der Zeitgenossen geprägt sind. Der Erste Weltkrieg ist inzwischen Geschichte; eine sehr unglückliche, aber eine vergangene; und es geht nicht mehr um Schuldzuweisungen oder deren Abwehr, sondern um das Verstehen, wie es dazu kommen konnte und warum sich der Krieg so entwickelte, wie er es tat.

Dieser Konflikt hätte als Remis enden können und, wie ich hier dar-

legen werde, fast müssen, und die deutsche Führung musste schwere Fehler begehen, um ihn zu verlieren. Diese Fehler, und ihr Kontext, werden hier analysiert. Dabei sollen die Zusammenhänge zwischen politischen und strategischen Entscheidungen und den Überzeugungen der deutschen Gesellschaft herausgearbeitet werden. Dies wird deutlich machen, wie zentral der knappe Ausgang des Krieges für die weitere Entwicklung des 20. Jahrhunderts war.

I

**HYBRIS:  
IM BEWUSSTSEIN  
DER STÄRKE**



## Der Weg in den Krieg

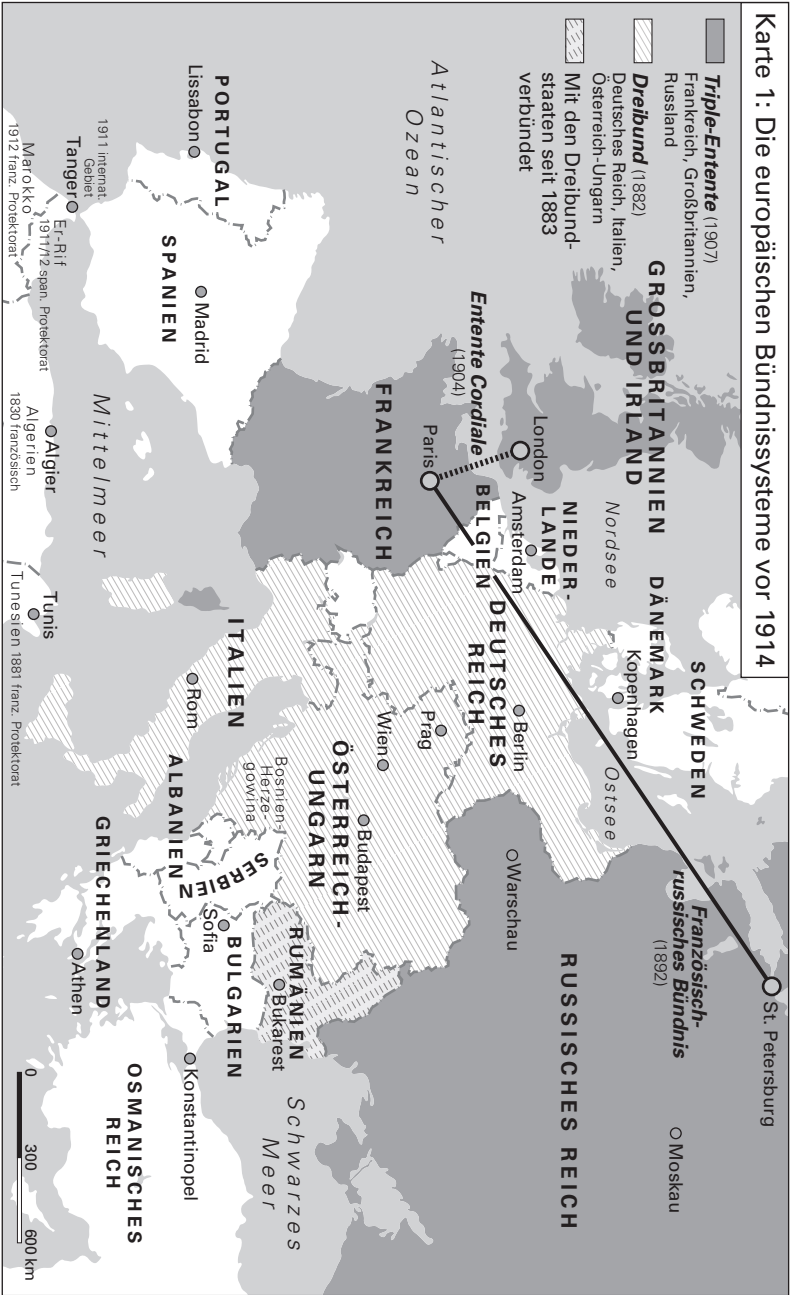
Und wenn die Welt voll Teufel wär  
und wollt uns gar verschlingen,  
so fürchten wir uns nicht so sehr,  
es soll uns doch gelingen.

*Martin Luther, Eine feste Burg ist unser Gott*

Am 31. Juli 1914, nach der Ausrufung des «Zustandes drohender Kriegsgefahr», eilte der bayerische Militärbevollmächtigte in Berlin, General v. Wenninger, ins Kriegsministerium. «Überall strahlende Gesichter, Händeschütteln auf den Gängen, man gratuliert sich, daß man über den Graben ist. Gerüchte von dem Ultimatum auch an Frankreich – einer meint, ob dies denn nötig sei, sich auch Frankreich aufzupacken, das sich doch wie ein Karnickel drücke; General v. Wild meint: «Nur wir möchten die Brüder doch auch dabei haben.»<sup>1</sup> Ähnliche Siegesgewissheit beseelte offenbar die gesamte Führungsspitze der Armee. Der kaiserliche Flügeladjutant Max von Mutius, der an den entscheidenden Beratungen um Krieg und Frieden Ende Juli und Anfang August 1914 teilgenommen hatte, schrieb in seinen Erinnerungen: «Über die weiteren Chancen und die Dauer des Krieges zerbrach ich mir absichtlich nicht den Kopf. Dass wir ihn aber schließlich irgendwie gewinnen würden, das war glücklicherweise unser aller Überzeugung.»<sup>2</sup>

Der Leichtsinn, mit dem diese Soldaten den Ausbruch eines Weltkriegs bejubelten, wirkt umso erstaunlicher, als niemand sich über die





Ausmaße des kommenden Krieges täuschen konnte. Ein Weltkrieg war von vielen Zeitgenossen als europäische Katastrophe gefürchtet worden.<sup>3</sup> Das war auch nicht verwunderlich angesichts der Ausmaße des kommenden Konflikts. Schon seit den 1870er Jahren glaubten militärische Planer, Politiker und auch die breitere Öffentlichkeit, dass ein zukünftiger Krieg in Europa sich nicht begrenzen lassen, sondern eine kontinentale Auseinandersetzung werden würde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Georg Ledebour stellte im Juni 1913 im Reichstag fest, es sei seit Jahrzehnten eine selbstverständliche Tatsache, dass ein Krieg, sollte er ausbrechen, ein europäischer Koalitionskrieg sein werde.<sup>4</sup> Die Ursachen dafür waren die europäische Machtdynamik und vor allem die sich gegenüberstehenden Allianzsysteme, nämlich der Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien von 1882 und seine in der Sprache der Zeit als britisch-französisch-russischer «Dreiverband» oder «Triple Entente» bezeichneten Gegner. Es handelte sich dabei um ein Geflecht aus Allianzen und Absprachen, das aus der französisch-russischen Allianz von 1892, der französisch-britischen Entente Cordiale von 1904 und einem britisch-russischen Vertrag von 1907 bestand.

Doch die Größe des Konflikts war nur ein Aspekt, der eigentlich abschreckend hätte wirken müssen. Hinzu kamen die waffentechnischen Entwicklungen in den Jahrzehnten vor 1914, die Erfindung von Flugzeugen und U-Booten, die Einführung von Lastwagen und Funk, vor allem die gewaltige Steigerung der Feuerkraft durch verbesserte Artillerie, durch Maschinengewehre (im deutschen Heer 1901 eingeführt<sup>5</sup>) und mehrschüssige Magazingewehre. Sorgfältige Untersuchungen des Kriegsbilds vor 1914 und Auswertungen der militärischen Fachzeitschriften dieser Zeit haben ergeben, dass die Experten die technischen Entwicklungen richtig einschätzten und verstanden, was die Steigerung der Feuerkraft für das Gefecht der Zukunft bedeuten würde.<sup>6</sup> Ein Kontinentalkrieg zwischen den europäischen Allianzen würde wegen des Standes der Waffentechnik und der Größe der aufeinanderprallenden Heere kein «frisch-fröhlicher Krieg», sondern eine verheerende Katastrophe sein. So unterschiedliche Zeitgenossen wie Marx' Weggefährte Friedrich Engels, der Sozialdemokrat August Bebel und der Generalstabschef Helmuth v. Moltke (der Ältere) sahen voraus, dass jeder europäische Krieg ein gewaltiger Kontinentalkrieg sein werde, in dem Millionenheere jahrelang gegeneinander kämpfen würden.

Und doch jubelten die Soldaten des Kriegsministeriums bei der Mobilmachung; vielleicht auch, weil sie geglaubt hatten, ihre militärische Karriere ganz im Frieden verbringen zu müssen und einen Krieg nicht mehr erleben zu dürfen. Aus der Einsicht in die Größe und Vernichtungskraft eines Zukunftskrieges wurden nämlich zwei gegenläufige Folgerungen gezogen, die letztlich beide dazu beitragen sollten, den Krieg auszulösen. Die erste war ein weitverbreitetes Gefühl, dass eine solch apokalyptische Auseinandersetzung zwar eintreten könne, aber, wegen ihrer Unkontrollierbarkeit, wohl nicht so leicht eintreten werde.<sup>7</sup> Der polnische Bankier Ivan Bloch schrieb ein mehrbändiges Buch über die Auswirkungen des modernen Krieges, die er für so vernichtend ansah, dass er Kriege zwischen den Großmächten für politischen Selbstmord hielt.<sup>8</sup> Im Tenor ähnliche politische Arbeiten erschienen bis 1914 mehrere. 1910 publizierte Norman Angell eine Schrift mit dem Titel «The Great Illusion», in der er es für unmöglich erklärte, dass es in einem modernen Krieg einen Sieger geben könne; sie wurde sofort in mehrere Sprachen übersetzt. Der deutsche Diplomat Richard v. Kühlmann gab 1913 ein Buch mit der Titel «Deutsche Weltpolitik und kein Krieg» heraus, in dem er jede nationale Notwendigkeit für einen Krieg verneinte.<sup>9</sup> Der Sekretär von Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, Kurt Riezler, verfasste ein Büchlein «Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart».<sup>10</sup> Dieses im Herbst 1913 geschriebene Werk vertrat die Ansicht, dass trotz starker nationalistischer Tendenzen ein großer Krieg zwischen den europäischen Bündnissystemen unwahrscheinlich, ja wegen der verheerenden Konsequenzen eines großen Krieges praktisch unmöglich sei. «Die Bündnissysteme verdunkeln also jede Kalkulation und sind schon deshalb eminent friedenserhaltend.»<sup>11</sup> Diese Erwartung senkte das Risikobewusstsein, was sich während der Julikrise fatal bemerkbar machen sollte.

Die zweite Folgerung ging in die entgegengesetzte Richtung. Sie verkannte nicht, dass ein europäischer Kontinentalkrieg extreme Gefahren mit sich bringen würde, suchte ihn aber trotzdem führbar zu machen. Viele Soldaten und Politiker der Epoche glaubten, dass der Krieg ein permanentes Element der Politik sei und daher ein unentrinnbares Schicksal. Auf ewigen Frieden zu vertrauen, schien naiv und gefährlich; daher war es notwendig, sich der Herausforderung zu stellen, auch einen europäischen Kontinentalkrieg vorzubereiten, ihn führen und gewinnen zu können. Trotz der Gefahren und Unwägbarkeiten brannten viele Soldaten darauf,

sich dieser Probe zu stellen; und die Armeen des kaiserlichen Deutschland strotzten vor Selbstbewusstsein, sie letztlich zu bestehen.<sup>12</sup> Der größte Teil dieses optimistischen Glaubens an das eigene militärische Können basierte auf vergangenen Erfolgen, vor allem dem Sieg von 1871 gegen Frankreich. In den Einigungskriegen hatte sich gezeigt, dass Preußen/Deutschland seinen Nachbarn Österreich und Frankreich in einer isolierten Auseinandersetzung militärisch eindeutig überlegen war – und zwar zahlenmäßig wie auch methodisch, unter anderem durch systematische Generalstabsarbeit und geschickten Einsatz der Eisenbahn bei Aufmarsch und Mobilisierung. Selbstverständlich gab es immer wieder auch warnende Stimmen, sich nicht zu sehr auf Erfolge der Vergangenheit zu verlassen. Generalstabschef Graf Waldersee schrieb 1891: «Man lebt von unseren Erfolgen von 1870, hat die Zuversicht, daß unsere Armee jeder anderen überlegen ist, und weiß natürlich die Verhältnisse dieser anderen Armeen nicht richtig zu beurteilen.»<sup>13</sup> Dieses Überlegenheitsgefühl wurde in der Regierungszeit Wilhelms II. durch ein rasantes Wachstum von Bevölkerung und Industrieproduktion weiter angeheizt. Das Kaiserreich war, nach Russland, 1914 die bevölkerungsstärkste Nation in Europa mit etwa 65 Millionen Einwohnern, während Frankreich, als wahrscheinlicher Hauptgegner, in seinem Wachstum stagnierte und nur vierzig Millionen Einwohner hatte.

Die deutsche Öffentlichkeit fühlte sich als militärische Hegemonialmacht Europas. Das lag teilweise an einem «Kanonen-, Soldaten- und Schiffezählen», also dem Ressourcenvergleich Deutschlands mit seinen wahrscheinlichen Gegnern,<sup>14</sup> nämlich dem russisch-französischen Zweibund. Es basierte aber auch auf dem gewaltigen Rückhalt, den die Armee in der deutschen Bevölkerung besaß, und dem Vertrauen in die Kompetenz der militärischen Führung. Die Streitkräfte wurden nicht als notwendiges Übel akzeptiert, sondern waren Gegenstand des Stolzes und der Verehrung; eine Haltung, die auch als wilhelminische Militärfreudigkeit oder -frömmigkeit beschrieben wurde.<sup>15</sup> Das Phänomen des «Folklore-militarismus» war zeitgenössisch und nicht auf Deutschland beschränkt,<sup>16</sup> hier aber doch besonders ausgeprägt. Das Militär gehörte zum Leben fast aller Männer des Kaiserreichs, denn zum aktiven Militärdienst kam der Reservistenstatus. Die regional organisierten Kriegervereine waren mit fast drei Millionen Mitgliedern die größte Massenorganisation des Kaiserreichs, größer als alle Parteien, größer als die Gewerkschaften.<sup>17</sup>

Der Glaube an die Notwendigkeit einer starken Armee zur Landesverteidigung und der Stolz auf die erfolgreiche Streitmacht, die die deutsche Einheit in drei siegreichen Kriegen erkämpft hatte, gehörten zum Zeitgeist. Dieses übersteigerte Selbstbewusstsein, das sich auch in einem kulturellen Überlegenheitsgefühl äußerte, war in den Augen kritischer Zeitgenossen und erst recht aus späterer Sicht das Resultat ungerechtfertigter Hybris. Friedrich Nietzsche kritisierte in seinen «Unzeitgemäßen Betrachtungen», es sei «der Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des ›Deutschen Reiches‹» gleichgekommen.<sup>18</sup> Auch andere prangerten den Militärgest an. Die Sozialdemokraten bemängelten die schroffen Klassenstrukturen der Armee und favorisierten eine anders organisierte Verteidigung (ein Milizheer). Und doch dominierte insgesamt, wohl auch bei der Wählerschaft der SPD, der Glaube, dass diese vom Volk getragene Armee jeder Widrigkeit zu trotzen in der Lage sein würde. Oft finden sich in den Quellen aus jener Zeit die zuversichtlichen Lutherworte «Und wenn die Welt voll Teufel wär ... es soll uns doch gelingen».<sup>19</sup>

Hinzu kam das Vertrauen des Militärs, auch die Probleme, die durch den Fortschritt der Waffentechnik und die Ausweitung des Krieges durch die europäischen Bündnissysteme zu erwarten waren, lösen zu können. Die militärischen Planungen für den Kriegsfall waren in den ersten Jahren nach der Reichseinigung noch von einem Geist des Realismus geprägt gewesen. Der ältere Moltke (Generalstabschef bis 1890) hatte das Deutsche Reich auf einen Zweifrontenkrieg vorbereitet, in dem er in der Defensive bleiben wollte, ohne aber offensive Teilschläge auszuschließen. Das bedeutete gleichzeitig den Verzicht auf eine rasche Entscheidung oder einen militärischen Totalsieg, den Moltke für unwahrscheinlich hielt. Er verwies auf die Schwierigkeiten, die Deutschland nach dem Sieg bei Sedan 1870 gehabt habe, den Deutsch-Französischen Krieg zu Ende zu bringen, nachdem die französische Feldarmee bereits fast vollständig vernichtet worden war. Moltke wollte den Krieg nach begrenzten Schlägen durch Separatfrieden beenden,<sup>20</sup> was trotz seiner Warnungen vor der Leidenschaftlichkeit des Volkskriegs von der optimistischen Erwartung ausging, dass ein solcher Kompromissfriede zu erreichen sein würde.

Dies war ein realistisches Szenario, aber auch ein unattraktives. Moltkes zweiter Nachfolger, Alfred Graf Schlieffen (Generalstabschef 1891–1906), veränderte den Kriegsplan in drastischer Weise, und zwar in einer, die ihn zum Heros des Generalstabs machen sollte. Anders als Moltke

besaß er zwar nicht den Nimbus des erfolgreichen Feldherrn der Einigungskriege, aber er erwarb sich den Ruf einer gewaltigen strategischen Autorität, weil er neue und originelle Antworten auf die Herausforderungen des modernen Krieges gefunden zu haben schien. Auch Schlieffen verkannte nicht die Probleme, die durch die Fortschritte der Waffentechnik entstanden; diese begünstigten die Defensive und drohten einen Angriff ungeheuer zu erschweren. Ebenso wie die Kriegsgegner, die einen großen Krieg für Selbstmord hielten, hatte auch er die Auswirkungen der gewaltig gesteigerten Feuerkraft nicht übersehen. Zudem führte er, ähnlich wie Bloch, in seiner Schrift «Der Krieg der Gegenwart» aus, dass durch die Vernetzung der modernen Volkswirtschaften ein langer Krieg zum Zusammenbruch der Gesellschaften führen müsse. Seine Schlussfolgerungen waren aber andere: Sein Anliegen war nicht die Kriegsvermeidung, sondern den Krieg durch Weiterentwicklung der Taktik und Strategie wieder führbar zu machen. Deshalb legte er großen Wert auf vergleichsweise kurze, entscheidende Operationen, und deshalb suchte er eine lange und ausgedehnte Auseinandersetzung, wie sie der ältere Moltke hatte kommen sehen, zu vermeiden.<sup>21</sup> Er modifizierte deshalb die deutschen Kriegsplanungen entscheidend und entwickelte die strategischen Dispositionen, die seinen Namen tragen.

Die Anpassungen erfolgten zunächst aus technischen Gründen. Neue russische Fortifikationen erschwerten die von dem älteren Moltke geplanten begrenzten Offensiven gegen das Zarenreich. Hinzu kam die Einsicht, dass das Gelände im Osten ungünstig war und ein rascher Erfolg unvollständig bleiben musste, da sich die Russen immer ins Landesinnere zurückziehen konnten. Schrittweise veränderte Schlieffen daraufhin die Kriegspläne. Die Truppen, die er im Westen aufmarschieren lassen wollte, wurden immer umfangreicher – auf Kosten der Stärke im Osten. Schlieffen erhöhte das Verhältnis von Truppen im Westen und Osten von 2:1 auf 4:1, um schließlich bei 8:1 zu landen.<sup>22</sup> Zwar ließ er auch weiterhin einen Ostaufmarsch bearbeiten, aber zunehmend wandte er sich dem Problem der Entscheidungsfindung im Westen zu. Kriegsgeschichtliche Studien, etwa über die Überflügelungsschlacht bei Cannae oder die Missachtung der Neutralität Dritter in der Schlacht bei Ulm durch Napoleon, bestärkten ihn in der Absicht, den Gegner durch Überflügelung zu schlagen, im Kriegsfall die Entscheidung im Westen zu suchen und dabei auch die Neutralität Luxemburgs, Belgiens oder der Niederlande zu verletzen, um

die Franzosen ausflankieren und den Frontalangriff vermeiden zu können. Die Entwicklung erfolgte schrittweise. Im Jahre 1897 gab Schlieffen erstmals den Gedanken auf, den Durchbruch an der stark befestigten französischen Ostgrenze zu versuchen, und schlug vor, durch Belgien zu marschieren.<sup>23</sup>

Wenn alles wie geplant gelaufen wäre, hätte Deutschland an jeder Front mit zahlenmäßiger Überlegenheit operieren können: zuerst im Westen, und wenn die langsam mobilisierenden Russen schließlich im Feld standen, würden die Truppen aus dem Westen bereits wieder verfügbar sein und in den Osten transportiert werden können. Schlieffen wollte den Sieg – das war wohl das Bestechendste an seinem Plan – durch größere Zahlen auf dem Schlachtfeld erreichen. Und doch war sein Konzept extrem waghalsig, da es keinerlei Spielraum ließ; alle Operationen mussten wie die Räder eines Uhrwerks ineinandergreifen, andernfalls war das Scheitern vorprogrammiert. Es wurde von den Generalstabsoffizieren aber enthusiastisch akzeptiert, weil sie glaubten, dass Schlieffen die Antwort auf die gewaltigen Herausforderungen des modernen Krieges und die spezifischen Probleme des Zweifrontenkrieges gefunden hatte. Auch ein erfolgreicher Angriff schien auf diese Weise möglich. Für ihn war der Flankenangriff die Lösung des Problems, ja die Quintessenz der gesamten Kriegskunst: «Der Angriff gegen die Flanke ist der wesentlichste Inhalt der ganzen Kriegsgeschichte.»<sup>24</sup> Moltke hatte nur eine strategische Defensive an beiden Fronten angeboten, Schlieffen offerierte die Möglichkeit zum Totalsieg; zuerst über Frankreich, dann würde, zusammen mit Österreich, der Kampf gegen Russland folgen, der dann zwar vielleicht lange dauern, aber kein existentielles Problem mehr darstellen würde.<sup>25</sup>

Schlieffens Wirkung auf die Führungsspitze der deutschen Armee resultierte auch daraus, dass er ein anspruchsvoller Vorgesetzter war, der gerade ehrgeizige und intelligente Offiziere zu Höchstleistungen anspornte. Er arbeitete sehr viel – «Erholung und Zerstreung kannte er nicht»<sup>26</sup> – und forderte sehr viel, nämlich dass die Offiziere des Generalstabs in ihrer Rolle ebenso aufgingen wie er in seiner als dessen Chef. «Es war schwer, ihm zu genügen; wenige Menschen waren ihm fleißig genug. Über viele sprach er sich scharf und sarkastisch aus. ... Wer aber sein Vertrauen errungen hatte, stand fest in seiner Gunst.»<sup>27</sup> Schlieffen war bisweilen intellektuell brillant, oftmals überraschend und originell; er konfrontierte seine Offiziere mit einer Vielzahl von Aufgaben, Kriegsfällen, Übungen;

er testete seine Gedanken und ihre Reaktionen. Der nach ihm benannte Plan, der Westangriff, vor allem in seiner letzten Form von 1906,<sup>28</sup> war allerdings mit vielen Schwächen behaftet. So waren die deutschen Armeen, nach Schlieffens eigener Ansicht, um 24 Divisionen (also um deutlich mehr als 300 000 Mann) zu schwach,<sup>29</sup> um den Angriff auf der ganzen Front lückenlos von der deutschen Grenze durch Belgien bis zur Küste vorzutragen und dann nach Süden und Südosten einzuschwenken, Paris einschließen und die französische Armee an der Grenze einkreisen und vernichten zu können. Auch stellte sich eine Reihe logistischer Fragen, auf die der Plan keine wirkliche Antwort hatte.<sup>30</sup> Deshalb ist auch die These geäußert worden, dass der Schlieffen-Plan gar nicht existiert habe im Sinne eines Konzepts, von dem sein Schöpfer glaubte, es solle und müsse so in die Realität umgesetzt werden; stattdessen habe es sich um ein Gedankenspiel, um eine Option gehandelt, die teilweise auch dem Zweck diene, auf die zahlenmäßige Vermehrung der Armee drängen zu können.<sup>31</sup>

Hinzu kam auch noch der politische Nachteil, den Krieg mit der Verletzung neutraler Staaten beginnen zu müssen; eine Sorge, die aber mehr die Nachwelt als die planenden Zeitgenossen belastete.<sup>32</sup> Zwar hatte Moltke kurz vor seinem Tode, als Schlieffen in einer Denkschrift von 1891 die Idee eines Angriffs durch Belgien anklingen ließ, gegenüber Waldersee sein Entsetzen zum Ausdruck gebracht.<sup>33</sup> Ansonsten wurde der Neutralitätsbruch im Generalstab mit den militärischen Chancen verrechnet, die sich daraus gegen Frankreich ergaben, und ohne große Diskussion akzeptiert. Ähnliche Debatten waren in anderen Staaten anders verlaufen. Auch der französische Generalstab hatte erkannt, dass es militärisch vorteilhaft wäre, die deutschen Befestigungen zu umgehen und durch Belgien anzugreifen. Der französische Generalstabschef Joseph Joffre hatte im Januar und Februar 1912 die Vorteile eines Angriffs durch Luxemburg und Belgien unterstrichen<sup>34</sup> und am 9. Januar 1912 von seiner Regierung verlangt, im Kriegsfall die belgische Neutralität verletzen zu dürfen; dies war ihm aber unter Hinweis auf die Haltung Großbritanniens untersagt worden. Anders als in Deutschland siegten hier politische Erwägungen. Der französische Historiker Georges-Henri Soutou hat geurteilt, dass Frankreich den Ersten Weltkrieg an diesem Januartag 1912 gewonnen habe.<sup>35</sup>

Der Schlieffen-Plan war Ausdruck eines sehr weitgehenden Vertrau-



ens in die eigenen Fähigkeiten. Da stellt sich die Frage, wie er mit der Realität, etwa den geheimdienstlichen Informationen über die gegnerischen Armeen, in Übereinstimmung gebracht wurde. Die Militärs fanden in der Flut nachrichtlichen Materials immer neue Argumente, die sie in ihrem Glauben an die deutsche Überlegenheit bestärkten. Dies kann zumindest von Frankreich gesagt werden, das in ganz besonderer Weise im Mittelpunkt des deutschen Interesses stand. Frankreich war von Schlieffen und auch von Moltke dem Jüngeren, der als Schlieffens Nachfolger den Generalstab ab 1906 leitete, als Deutschlands gefährlichster Gegner ausgemacht worden.<sup>36</sup> Doch wiesen deutsche Manöverbeobachter, Militärattachés und auch die Bearbeiter im Generalstab auf die zahllosen Schwächen hin, die ihnen bei den Franzosen auffielen. Aus den Beobachtungen der großen französischen Manöver wurde die Schlussfolgerung gezogen, dass die Führung zu vorsichtig und schematisch im Kampf vorgehe und nicht genug Initiative entfalte;<sup>37</sup> aus dem französischen Festungsbau, dass der Feind defensiv bleiben wolle; aus der ungewöhnlich weitgehenden Ausschöpfung der französischen Wehrkraft<sup>38</sup> und der stagnierenden Bevölkerung, dass es dem Feind an personellen Reserven für einen längeren Krieg fehlen werde und daher mit seinem raschen Zusammenbruch gerechnet werden könne. Dies ging Hand in Hand mit prinzipieller Hochachtung vor den Franzosen. Moltke der Jüngere glaubte beispielsweise, dass sie intelligente, gut ausgebildete und von glühender Vaterlandsliebe beseelte Soldaten seien. Doch seien sie nervös und ihre Moral würde schnell kollabieren, ihre Armee in der Niederlage auseinanderbrechen.<sup>39</sup> Die größte Angst hatte die deutsche Armeeführung vor einem geordneten Rückzug der französischen Armee tief ins Landesinnere, etwa an die Loire; das würde eine rasche Entscheidung an dieser Front sehr erschweren.<sup>40</sup>

Dies zeigt, wie die Nachrichten vom Gegner in ein insgesamt doch sehr optimistisches Bild eingepasst wurden. Diese Beobachtung lässt sich überall machen. General v. Kuhl, einer der begabtesten Schüler Schlieffens, behauptete in einer Schrift von 1920, dass der Generalstab viele der Probleme richtig erkannt und keinesfalls unterschätzt habe. Aus seinen apologetischen Ausführungen wird deutlich, dass man in der Tat eine große Menge an detaillierten und oft auch zutreffenden Informationen über den Gegner zusammengetragen und die zahlenmäßige Überlegenheit der gegnerischen Koalition richtig eingeschätzt hatte. Kuhl entwarf aber ein dunkles Bild schwerer Bedrohung, der das Deutsche Reich nicht

habe ausweichen können, und kam zu folgendem positiven Endurteil: «Kam es aber zum Kriege, so war es besser, der Generalstab ging mit Optimismus als mit Pessimismus ins Feld. Was uns an Zahl fehlte, mussten wir durch die Tüchtigkeit der Truppe zu ersetzen suchen. Es war die beste Armee, die Deutschland je gehabt hat, mit der es 1914 ins Feld zog.»<sup>41</sup> Und er stellte fest: «Dass es kein Krieg werden würde wie 1866 gegenüber den schlecht geführten Österreichern, und wie 1870, wo wir eine nicht unbeträchtliche Überlegenheit besaßen, wussten wir. Um einen «frischen fröhlichen» Krieg handelte es sich nicht. Wir gingen einen schweren Gang, aber mit Begeisterung und Vertrauen.»<sup>42</sup> Der Blick auf die deutschen Intellektuellen zeigt ein ähnliches Bild. Hans Delbrück hoffte, «Gott möge uns und die Kulturwelt bewahren vor diesem Kriege»,<sup>43</sup> aber sollte er doch kommen, wollte er ihn gewinnen. Der Historiker Friedrich Meinecke schrieb: «Wir wollen den Frieden, aber wenn uns der Krieg durch unabweisbare Notwendigkeit aufgedrängt wird, dann wollen und müssen wir siegen, um jeden Preis und unbedingt und mit dem äußersten Aufgebot der Volkskraft.»<sup>44</sup>

Was oft zusammenging, war eine eigenartige Mischung aus festem Siegeswillen und dem gleichzeitigen Bewusstsein, dass der Krieg eine Katastrophe sein werde. Natürlich hätte der Generalstab eine überlegenere und sehr viel professionellere Haltung gezeigt, wenn er die Politiker dringend vor den großen Gefahren eines Kontinentalkrieges gewarnt und empfohlen hätte, den Krieg zu vermeiden. Hier spielte auch eine soziale Komponente mit; die Militärs verlangten von sich selbst Kriegsfreudigkeit, umso mehr deshalb, weil andere dies auch taten. Der spätere Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Gottlieb v. Jagow, hatte 1911 geschrieben, dass Soldaten bis zu einem gewissen Grade immer den Krieg herbeisehnten, und angefügt: «Soldaten, die nur für Frieden schwärmen, sind ein Unding.»<sup>45</sup> Eine Politik der konsequenten Kriegsvermeidung zu empfehlen, wäre demnach unsoldatisch erschienen, hätte dem Selbstverständnis des Generalstabs widersprochen und außerdem die Frage aufgeworfen, ob das Land kriegsbereit sei. Sollte diese verneint werden, wäre es als schweres Versagen der militärischen Planer empfunden worden – auch vor dem Hintergrund ständig steigender Rüstungslasten, die in den deutschen Heeresvorlagen von 1911 und 1913 neue Gipfel erreichten.<sup>46</sup> Das Eingeständnis, nur «bedingt abwehrbereit» zu sein, sollte noch zwei Weltkriege später die sogenannte Spiegel-Affäre auslösen können. Außerdem glaubte

der Generalstab fest daran, dass er die Frage von Krieg und Frieden nicht in der Hand habe und letztlich abhängig vom Gegner sei, der schlechte Absichten habe.

Die Personifizierung der Ansichten und Widersprüche der Zeit war der Generalstabschef von 1914, der jüngere Moltke. Er erkannte einige der Risiken und vor allem die unkalkulierbare Dauer eines Kontinentalkrieges. Er sprach während der Julikrise 1914 sogar von dem «schrecklichen Krieg, ... der die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird».<sup>47</sup> Er schwankte unter dem Gewicht dieser gewaltigen Verantwortung, so dass der preußische Kriegsminister v. Falkenhayn seine «Stimmungswechsel» «kaum oder gar nicht» erklärbar fand.<sup>48</sup> Doch wenn es wirklich hart auf hart kam und sich plötzlich Möglichkeiten zu zeigen schienen, den Frieden zu erhalten, wurden Moltkes gewaltige Kriegslust und auch feste Siegesgewissheit deutlich. Dies war am 1. August 1914 der Fall, als es für einen Augenblick so aussah, als könne zumindest der Krieg im Westen vermieden und Frankreich und England neutral gehalten werden, und der Kaiser ihm für einige Stunden die Ausführung des Westantritts untersagte. Moltke reagierte hysterisch, aus Sorge um seinen detaillierten Aufmarschplan, aber auch, weil er plötzlich annehmen musste, der gesamte, für sicher gehaltene Krieg könne vermieden werden. Er sagte: «Das habe ich immer gefürchtet, wir hätten den Feldzug nach beiden Fronten gewonnen.» Oder: «Jetzt fehlt nur noch, dass auch Russland abschnappt.»<sup>49</sup>

Moltke glaubte, dass Deutschland den Krieg gewinnen werde, was aber nicht heißt, dass er die Gefahren der Ausweitung des Konflikts übersehen hätte. Andere, wie etwa der preußische Kriegsminister Erich v. Falkenhayn, hatten den Krieg heiß ersehnt, aber bereits Jahre zuvor festgestellt, dass von einer europäischen Auseinandersetzung die USA und Japan profitieren würden.<sup>50</sup> Bei ihm waren soldatischer Aktivismus und das Gefühl, der Aufgabe gewachsen zu sein, stärker als nüchterne Überlegung. Berufssoldaten mussten außerdem befürchten, in der ersehnten Auseinandersetzung ihr Leben oder ihre Gesundheit zu verlieren. Dies spielte aber keine Rolle und wurde verdrängt, obwohl in dem sozialdarwinistisch angehauchten Vokabular der Zeit ständig vom «Kampf ums Dasein» oder «Vernichtungskrieg» die Rede war. So schrieb der kaiserliche Generaladjutant, Moriz v. Lyncker, am 11. September 1914, an dem Tag, an dem sein Sohn Niklas den Soldatentod starb: «Wir wußten ja vorher,

daß dieser Krieg ein Vernichtungskrieg sein würde; doch aber glaubt der Einzelne gern, daß er und die seinigen verschont bleiben würden. Diesen Glauben hatte auch ich, und nun hat es uns so hart getroffen.»<sup>51</sup>

Die deutsche militärische Führung hielt den Krieg für machtpolitisch unvermeidlich, ersehnte ihn sich individuell als soldatische Bewährungsprobe und glaubte gleichzeitig, dieser schwierigen Aufgabe des Zweifrontenkriegs gegen Russland und Frankreich gewachsen zu sein. Sie meinte, in einer solchen Auseinandersetzung, wie Falkenhayn in einer paradigmatischen Äußerung sagte, trotz aller Vorbereitungen und Vorteile der Gegner, «in the long run doch oben [zu] bleiben».<sup>52</sup> Einige Planer, wie Moltke der Jüngere, drängten sogar auf baldigen Krieg unter Hinweis darauf, dass die deutsche Armee aufgrund der russischen Aufrüstung in der Zukunft die Fähigkeit zum Sieg verlieren könne; dies senkte seine Hemmungen während der Julikrise des Sommers 1914 weiter ab, wenn dies nicht ohnehin nur das Argument eines Militaristen war, seinem Kriegswunsch einen rational vermittelbaren Anstrich zu geben.

Auch die politische Führung des Deutschen Reiches ging zumindest am Anfang der Julikrise davon aus, die große Auseinandersetzung gewinnen zu können. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sagte am 8. Juli 1914, etwas mehr als eine Woche nach dem Auslöser der Krise, nämlich der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajevo, zu seinem Sekretär, Kurt Riezler: «Kommt der Krieg aus dem Osten, so dass wir also für Oesterreich-Ungarn und nicht Oest[erreich]-Ungarn für uns zu Felde zieht, so haben wir Aussicht, ihn zu gewinnen. Kommt der Krieg nicht, will der Zar nicht oder rät das bestürzte Frankreich zum Frieden, so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese Aktion auseinanderzumanoeuvrieren.»<sup>53</sup> Sollte die Krise, so könnte Bethmanns Haltung zusammengefasst werden, in einen Krieg eskalieren, könne (und werde) Deutschland ihn gewinnen. Sollte der Konflikt hingegen vermieden werden, bot sie eine Chance, die gegnerische Koalition zu spalten und damit einen zunehmenden Alldruck der deutschen Außenpolitik, nämlich die diplomatische Isolation, zu überwinden. Dieses Kalkül ist von Andreas Hillgruber vor Jahrzehnten als «Theorie des kalkulierten Risikos» bezeichnet worden.<sup>54</sup>

Dieses Risiko einzugehen, war natürlich ein gewaltiger Fehler, zumal Bethmann Anfang Juli 1914 «nur» mit einem Krieg gegen die russisch-französische Allianz rechnete und sich für diesen Fall, mit einiger Berech-

tigung, gute Siegeschancen ausrechnete. Der Krieg sollte sich aber nicht auf diese Gegner beschränken lassen. Auch bestand im Sommer 1914 kein Grund, es überhaupt so weit kommen zu lassen und «den Sprung ins Dunkle» zu riskieren.<sup>55</sup> Zwar war die militärpolitische Lage im Jahre 1914 aufgrund des europäischen Wettrüstens gespannt, und die zeitgenössische Diskussion war von dem Gefühl, diplomatisch isoliert zu sein («Einkreisung»<sup>56</sup>), und von der Furcht vor dem russischen Wachstum und dem Gegensatz zwischen «Germanen» und «Slawen» dominiert. Und doch hatte Deutschland, wie zumindest der Industrielle Hugo Stinnes und später auch Ferdinand Foch meinten, infolge seiner industriellen Dynamik und seines großen Bevölkerungszuwachses durch Abwarten mehr zu gewinnen als die eher stagnierenden Gesellschaften Frankreichs und Großbritanniens; und ähnlich hatte sich im Frühjahr 1914 auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes,<sup>57</sup> Gottlieb v. Jagow, geäußert, als Moltke vom Präventivkrieg redete.<sup>58</sup>

Die Julikrise ist von Christopher Clark in seinem Buch «Die Schlafwandler» als das «komplexeste Ereignis ... womöglich bislang aller Zeiten» bezeichnet worden.<sup>59</sup> Sie soll hier nicht nochmals nacherzählt werden.<sup>60</sup> Um den Konflikt zu verstehen, bedarf eine Frage aber der Klärung: Was sollte der Krieg, was war sein politischer Zweck? Dazu muss analysiert werden, was die deutsche Regierung im Juli 1914 antrieb. Nach Clausewitz ist der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Demnach endete die politische Krise des Juli 1914 nicht im August mit dem Kriegsausbruch, sondern transformierte sich und ging, in ihrer neuen Form als bewaffnete Auseinandersetzung, bis in den Herbst 1918 weiter. Doch der Erste Weltkrieg zeigt, dass diese Formel von Clausewitz zu kurz greift.<sup>61</sup> Denn war dieser Konflikt wirklich die Fortsetzung der Politik, das heißt politisch geplant, oder handelte es sich nicht eher um ein «schlafwandeln» in den Krieg, ein katastrophales Entgleisen der Politik, einen gescheiterten politischen Bluff, oder, um Lloyd George zu zitieren, ein planloses Hineinschliddern in den Krieg?<sup>62</sup> Das Erste, nämlich eine klare Planung des Krieges, hat der Hamburger Historiker Fritz Fischer in seinem zweiten großen Buch «Krieg der Illusionen» von 1966 unterstellt; seine These von einer konsequenten deutschen Kriegsplanung seit dem «Kriegsrat» 1912 hat sich aber nicht durchgesetzt und besitzt heute nur noch wenige Anhänger.<sup>63</sup>

Sicher wollten alle Staaten während der Julikrise etwas erreichen, das

sie auf politischem Wege nicht durchsetzen konnten und zu dessen Realisierung sie nun Krieg führen mussten; und eine zentrale Rolle spielte für alle Großmächte die Bündnissicherung. Im deutschen Fall ging es um Österreich-Ungarn. Der habsburgische Vielvölkerstaat wollte die serbische Regierung, die er hinter dem Attentat von Sarajevo vermutete, zur Rechenschaft ziehen, damit zugleich alle Nationalstaaten, die Ansprüche auf sein Staatsgebiet erhoben, dauerhaft einschüchtern und sich auf diese Weise innen- und außenpolitisch stabilisieren. Deutschland wiederum, das sich in den letzten Jahren vor 1914 zunehmend politisch isoliert gefühlt hatte, wollte seinen wichtigsten Bundesgenossen vor dem innenpolitischen Zerfall retten. Die Regierung in Berlin hielt den österreichischen Schritt gegen Serbien für legitim und notwendig und gewährte deshalb ihre Unterstützung. Die anderen Staaten wollten das hingegen nicht zulassen. Wenn also der ursprüngliche und direkte Anlass genommen wird, ging es beim Ersten Weltkrieg um die Frage, ob Österreich-Ungarn die widerstrebende serbische Regierung für die unterstellte Mittäterschaft an dem Attentat in Sarajevo durch einen Krieg zur Verantwortung ziehen durfte. Allerdings war schon gleich zu Beginn des europäischen Krieges offensichtlich, dass Anlass und Folgen in einem grotesken Missverhältnis standen. Dies sorgte dafür, dass die serbische Frage für den Rest des Krieges zwar nicht verschwand, aber zweitrangig wurde. Warum musste also ein Weltkrieg geführt werden? Was versprach sich die deutsche Politik davon?

Auf diese Frage gab es unterschiedliche und sich verändernde Antworten. Um beim Reichskanzler anzufangen: Bethmann Hollweg war der Hauptverantwortliche für die deutsche Politik in der Julikrise und schaffte es, die anderen Verantwortlichen im ersten Teil der Krise, der sich von der Ermordung Franz Ferdinands am 28. Juni 1914 bis zur Übergabe des österreichischen Ultimatums an Serbien (am 23. Juli) erstreckte, vom Entscheidungsgang weitgehend auszuschließen. Bethmann wurde von kritischen Köpfen seiner Umgebung wegen seines Verstandes und seiner verantwortungsvollen und gravitätischen Persönlichkeit sehr verehrt; gleichzeitig war er aber, wenn auch vielleicht nicht der «Hitler des Jahres 1914»,<sup>64</sup> doch eine der fatalsten Figuren der deutschen Geschichte. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für sein Handeln im Sommer 1914 könnte gewesen sein, dass er Anfang Mai Witwer geworden war und ihm der Tod seiner Frau verständlicherweise sehr nachhing.<sup>65</sup> Der große Ver-



**Abb. 2** Reichskanzler Theobald v. Bethmann Hollweg in der Uniform eines Majors der Reserve

lust beeinträchtigte vielleicht auch seine Einschätzung der politischen Großwetterlage. Anfang Juli 1914 sah er alles schwarz in schwarz, und zwar in jedem Lebensbereich. Seine eigenen besseren Einsichten fatalistisch vor dem Schicksal, vor Ressortzuständigkeiten und vor überzeugteren Gegenspielern zu beugen, war ohnehin ein gewaltiger und wohl der größte Fehler dieses Politikers.<sup>66</sup>

Was wollte Bethmann während der Julikrise erreichen? Er wollte dem österreichisch-ungarischen Verbündeten helfen, sich gegen die nationalistische Unterminierung durch Serbien zu behaupten und war deshalb bereit, die als legitime Notwehrmaßnahme angesehenen österreichischen Schritte diplomatisch abzustützen. Er erkannte die Gefahr, dass ein Krieg der Österreicher gegen Serbien in einen Kontinentalkrieg eskalieren könne, rechnete sich in diesem, wie erwähnt, auch gute Siegeschancen aus, glaubte aber nicht wirklich an eine Eskalation. Negativ wirkte sich aus, dass sein eigener Pessimismus und Fatalismus von seiner Umgebung

nicht abgedeckt wurde. Die wichtigste, wenn auch umstrittene Quelle für seine Beschlussfassung und Ziele während der Julikrise sind die Aufzeichnungen seines Sekretärs Kurt Riezler.<sup>67</sup> Bethmann überraschte ihn am 7. Juli 1914 in einem nächtlichen Gespräch auf seinem Landsitz Hohenfinow mit einem düsteren Panorama der Situation: «Österreich immer schwächer und unbeweglicher; die Unterwühlung von Norden und Südosten her sehr weit fortgeschritten. Jedenfalls unfähig, für eine deutsche Sache in den Krieg zu ziehen.» «Eine Aktion gegen Serbien kann zum Weltkrieg führen.» «Die Zukunft gehört Rußland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.» «Der Kanzler sehr pessimistisch über den geistigen Zustand Deutschlands. Elender Niedergang der politischen Oberfläche.» Riezler versuchte nicht einmal, dem offensichtlich sehr gedrückten und pessimistischen Bethmann entgegenzutreten: «Die geheimen Nachrichten, die er mir mitteilt, geben ein erschütterndes Bild ... Ich ganz erschrocken, so schlimm sah ich [die Lage] nicht an.»<sup>68</sup> Und obwohl Riezler in seinem eigenen, 1914 erschienenen Buch die Überzeugung bekundet hatte, dass ein Krieg zwischen den Großmächten selbsterstörerisch und deshalb unwahrscheinlich sei, widersprach er Bethmann nicht und versuchte auch nicht, dessen Fatalismus aufzubrechen und ihm eine positivere Deutung der politischen Lage zu geben.

Der pessimistische Bethmann arbeitete während der Julikrise mit den Beamten des Auswärtigen Amtes, mit dessen Leiter, dem Staatssekretär Gottlieb v. Jagow, und Unterstaatssekretär Arthur Zimmermann, zusammen, und es scheint zwischen ihm und seinen wichtigsten Mitarbeitern keine widerstreitenden Konzepte gegeben zu haben. Dies betraf vor allem die entscheidende Frage, ob die österreichisch-ungarische Regierung ermuntert werden sollte, gegen die Serben vorzugehen. Bethmann war unsicher, ob sich Kaiser Franz Joseph zum Handeln entschließen würde. In der ersten Julihälfte 1914, in der die Entscheidung über Krieg und Frieden von der deutschen Führung durch Einwirkung auf die Österreicher noch maßgeblich hätte bestimmt werden können – eine Warnung an Wien, dass eine Aktion gegen Serbien kein Bündnisfall sei, hätte wohl genügt –, glaubten weder Bethmann noch seine engsten Mitarbeiter an die Eskalation.<sup>69</sup> Erst in den letzten Julitagen wurde dem Kanzler schlagartig bewusst, dass aufgrund der harten Haltung der anderen Mächte ein großer Krieg bevorstand; schlimmer noch, dass auch England auf Seiten der Gegner eingreifen und damit das gesamte Kriegskalkül verändern würde.<sup>70</sup> Plötz-



lich begann er verzweifelt gegenzurudern, wurde dann aber durch die russische Mobilmachung und das Drängen der deutschen Militärs überspielt und orakelte vom Kriegsausbruch als «einem Fatum, größer als Menschenmacht». <sup>71</sup> Der Krieg war aber kein Fatum, sondern das Ergebnis eines komplexen politischen Interaktionsprozesses. Die Lawine konnte Bethmann alleine Ende Juli 1914 nicht mehr stoppen; aber den Schneeball, der dann zur Lawine werden sollte, den hatte er mit zu formen geholfen. Das wusste er; als er vor den Fraktionsvorsitzenden des Reichstags am 3. August 1914 seine Rede zum Kriegsausbruch, die er am nächsten Tag vor dem Plenum halten wollte, vorlas, wurde seine Stimme «tonlos», als er von seinem «reinen Gewissen» sprechen wollte. <sup>72</sup> Anfang August 1914 stand Bethmann vor einem politischen Scherbenhaufen. Er bot dem Kaiser seinen Rücktritt an, den dieser ablehnte: «Sie haben mir die Geschichte eingebrockt, nun müssen Sie sie auch ausfressen.» <sup>73</sup>

Der Kaiser und seine Umgebung hatten Bethmann während der Julikrise im Wesentlichen seine Politik machen lassen. Wilhelm II. hatte allerdings auf die große Linie Einfluss genommen. In den ersten Tagen nach dem Attentat presste er auf eine harte Reaktion gegen Serbien, maßregelte alle, die auf Mäßigung drangen, wie etwa den deutschen Botschafter in Wien, Heinrich v. Tschirschky und Bögendorff, bramarbasierte heftig («Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald!»), <sup>74</sup> und versicherte dem k.u.k. Botschafter in Berlin, Layos Graf v. Szögyény, am 5. Juli 1914, dass Österreich «selbst im Falle einer »ernsten europäischen Komplikation« auf die Unterstützung Deutschlands rechnen könne». Dies gelte besonders «betreffend einer Aktion ... gegenüber Serbien. Nach seiner Ansicht muß aber mit dieser Aktion nicht zugewartet werden. Rußlands Haltung werde jedenfalls feindselig sein, doch sei er hierauf schon seit Jahren vorbereitet, und sollte es zu einem Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Rußland kommen, so können wir davon überzeugt sein, daß Deutschland in gewohnter Bundestreue an unserer Seite stehen werde.» <sup>75</sup> Direkt anschließend fuhr Wilhelm II. auf Nordlandfahrt. Noch vor seiner Einschiffung prahlte er in einem Gespräch mit Krupp, er werde den Krieg nicht scheuen und diesmal nicht «umfallen». <sup>76</sup>

Doch die martialische Sprache täuschte. Wie die Quellen zeigen, glaubten weder Wilhelm II. noch seine Umgebung, dass viel passieren würde. Der kaiserliche Generaladjutant v. Plessen notierte nach der Sitzung des 5. Juli 1914: «S.M. liest uns einen Brief des Kaisers von Öster-

reich und ein Memoire des Öst[erreichischen] Auswärt[igen] Ministers, Grafen Berchtold, vor, wonach die Öst[erreicher] sich zum Kriege gegen Serbien vorbereiten und zuvor Deutschlands sicher sein wollen. Der Reichskanzler u[nd] der Staatssekretär erscheinen auch. Bei uns herrschte die Ansicht, daß die Österreicher je früher je besser gegen Serbien losgehen und daß die Russen – obwohl Freunde Serbiens – doch nicht mitmachen.»<sup>77</sup> Mit dieser Einschätzung Russlands lagen die Anwesenden, von denen andere, wie Kriegsminister v. Falkenhayn, sogar bezweifelten, dass die Österreicher überhaupt irgendetwas unternehmen würden, grundfalsch.<sup>78</sup> Doch damit waren die Dinge nun ins Rollen gekommen. Während der Kaiser noch in Norwegen war, übergab Giesl, der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad, ein Ultimatum, das von der serbischen Regierung nicht vollständig akzeptiert wurde, woraufhin Österreich-Ungarn die diplomatischen Beziehungen abbrach und am 28. Juli Serbien den Krieg erklärte.

[...]

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)